

Martin Hengel: *Die vier Evangelien und das eine Evangelium von Jesus Christus. Studien zu ihrer Sammlung und Entstehung*, WUNT 224, Tübingen: Mohr Siebeck, 2008, Ln., XI, 420 S., € 99,-

Hengel (Jg. 1926) zeigt eine enorme Produktivität. In seinem neuen Buch zu den Evangelien behandelt er zwei (in Kap. I dargelegte) Spannungsfelder: 1. Das durch Offenbarung empfangene systematisch-lehrhafte, auf Christologie und Soteriologie konzentrierte *Evangelium* des Paulus – der (von Markus) gleichfalls *Evangelium* genannte erzählende, biographische Bericht über Jesu irdisches Wirken: Wie verhalten sich beide zueinander? 2. Das Evangelium von Jesu Wirken haben wir in vierfacher, in vielem unterschiedlicher Gestalt: Wie kam es dazu? Sein Fazit (Kap. VI) deute ich hier bloß an: Zur ersten Frage arbeitet Hengel die – vom atl. *Exodus*-Geschehen ausgehenden – Gemeinsamkeiten heraus (und polemisiert z. B. gegen die Redeweise von François Vouga mit seinen „Christentümern“ und sagt: „Nicht das frühe Christentum macht einen chaotischen Eindruck, sondern seine Darstellung durch F. Vouga“, 261). Bei der zweiten Frage sieht Hengel die tatsächlich vorhandene Vielfalt als schon von der frühen Kirche gewollt und äußerst fruchtbar an.

Die Darstellung ist anspruchsvoll (die Seiten bestehen zu jeweils ca. einem Drittel aus Fußnoten, insgesamt mehr als 1000), aber dennoch angenehm flüssig zu lesen. Es gibt kein Literaturverzeichnis, bei mehrfachem Verweis auf eine bestimmte Publikation wird bloß in einer einzigen Fußnote der volle Titel genannt, ansonsten durch einen Kurzbeleg auf diese eine Fußnote verwiesen. (Vermutlich wäre die Verwendung eines Literaturverzeichnisses einfacher, für Autor und Leser.). Es gibt mehrere Register, u. a. zu den griechischen Wörtern. Als Altmeister seines Faches tut Hengel seine kollegiale Kritik mitunter in scharfen Worten kund. Über die ntl. Wissenschaft meint er selbstkritisch: „Die (Hyper-) Spezialisierung auf eine Schriftensammlung von 680 Seiten [Nestle-Aland<sup>27</sup>] ist uns nicht gut bekommen, vielmehr hat man Hypothesenlabyrinth errichtet, aus denen wir oft nur noch schwer herausfinden“ (11).

Hengel kommt z. T. zu konservativen Ergebnissen. So vertritt er die Ursprünglichkeit der Evangelien-Überschriften („Evangelium nach Markus“ usw.), denn eine nachträgliche Einführung von Verfassernamen hätte sich kaum in solcher Einheitlichkeit – wie sie im Handschriftenbefund vorliegt – durchgesetzt (170, 99). Mit dem Bild einer solchen nachträglichen Einführung werde „ein unhistorischer Popanz aufgebaut, der bis heute die Köpfe der Exegeten verwirrt“ (72).

Hengel bezweifelt, dass Q existierte, und meint, „daß die Logienquelle Q selbst zu einem modernen, pseudowissenschaftlichen ‚Mythos‘ geworden ist“ (10). Stattdessen nimmt er eine Benutzung von Lk durch Mt an (Kap. VII). Aber „ein rein literarisches Abhängigkeitsmodell“ könne „die ‚Synoptische Frage‘ nicht beantworten“ (VIII). Hier wird uns die etwa gleichzeitig erschienene Studie von Armin D. Baum („Der mündliche Faktor“, eine neue Version der Traditions-

hypothese) weiterhelfen, wonach die ursprüngliche mündliche Jesus-Verkündigung in ihrem Aufbau sich im Mk-Evangelium wiederfindet, während Mt und Lk in ihren Evangelien zusätzlich noch andere, ebenfalls mündlich weitergegebene Jesus-Stoffe einbauten.

Hengel vertritt Spätdatierungen der Evangelien, nämlich (ungefähr): Mk 69/70, Lk 75/80, Mt 90/100, Joh 100/105 (275, 354). Von Mt abgesehen, stimmt die hier angenommene Reihenfolge mit jener überein, in der die Evangelien in unserem heutigen NT angeordnet sind – und wie sie schon in der Aufzählung des Irenäus erscheint. Hengel: „Es wird darin historische Erinnerung an ihre Entstehung sichtbar.“ (71f). Aber dann sollte diese „historische Erinnerung“ auch in Bezug auf Mt ernster genommen werden. Denn Mt ist insbesondere im frühen 2. Jh. das weitaus meistverwendete Evangelium (vor Lk und Joh; Mk lässt sich diesbezüglich nicht so klar einschätzen). Hengel spricht selbst klar aus, dass sich das Mt-Evangelium rasch „bereits zu Beginn des 2. Jahrhunderts durchgesetzt“ hat und „schon früh zur wichtigsten kirchlichen Schrift überhaupt“ wird (131f). Dazu passt aber Hengels späte Datierung von Mt nicht, denn dann müsste Mt sich blitzartig verbreitet und die beiden bereits seit Jahrzehnten in den Gottesdiensten benutzten Evangelien zurückgedrängt haben. Veränderungen im kirchlichen Leben, insbesondere bei der Gottesdienstgestaltung, erfolgen aber normalerweise nicht derart rasch, noch dazu im ganzen Römischen Reich einheitlich.

Bei vielen Theologen erfolgt der Umgang mit altkirchlichen Nachrichten willkürlich: Soweit passend, werden sie gerne als Unterstützung für eigene Theorien herangezogen; soweit aber nicht passend, werden sie schnell als „tendenziös“ beiseitegeschoben. Hier wäre es wichtig, methodische Prinzipien darzulegen. Clemens von Alexandrien vertritt eine andere Entstehungs-Reihenfolge (zuerst Mt und Lk); laut Hengel zeigt er damit „bereits die Tendenz, das Markusevangelium abzuwerten“ (72). Andererseits scheint derselbe Clemens das Mk-Evangelium *aufzuwerten*: Durch seine Angabe, dass das Mk-Evangelium „noch zu Lebzeiten des Petrus“ entstand – laut Hengel vertritt Clemens dies „aus apologetischen Gründen“ (75).

Die Apg wurde nach Hengel etwa 80/85 geschrieben, zu einer Zeit also, in der das Interesse daran, was genau Paulus vor welchem König gesagt hatte, wohl nicht mehr so groß war. Eben das berichtete Lukas aber ausführlich – während er jedoch gleichzeitig das Endergebnis dieses Prozesses verschwieg. Warum? Wenn der Adressat Theophilus ein Römer war, so wusste dieser über den weiteren Verlauf – ab der Ankunft des Paulus in Rom – ohnehin Bescheid (75). Aber Hengel meint, dass man „bei der Verbreitung“ der Apg „zunächst vor allem mit dem speziellen Interesse der paulinischen Gemeinden“ rechnete (188) – für diese wären aber zumindest einige wenige Sätze über das Ende des Prozesses von Paulus wertvoll gewesen. Dass eine solche Information fehlt, spricht m. E. stark für eine Abfassung der Apg noch vor dem Ende dieses Prozesses.

Hengel setzt sich mit der Lehrmeinung auseinander, dass Marcion die früheste Form eines ntl. Kanons schuf (60f). Dabei erinnert Hengel daran, dass der erste

christliche Kanon eigentlich das AT ist. Und er erwägt mögliche Vorläufer für Marcions Kanon: *Evangelium plus Apostolikum* boten bereits Lukas mit seinem Doppelwerk oder Johannes, der vermutlich sein Evangelium gemeinsam mit seinen drei Briefen publizierte. Das sind interessante Vergleiche, aber solche Überlegungen zur Entwicklung des Kanons müssten zuvor klarstellen, was mit „Kanon“ jeweils gemeint ist (wie ich das in meinem Buch „Der Gebrauch der Bibel von Jesus bis Euseb“, 1988, 80–86, versucht habe). Sonst ist die Gefahr groß, dass sich die Diskussion im Kreis dreht, indem die Diskutanten zwischen unterschiedlichen Kanonbegriffen hin- und herspringen.

Eine Zusammenschau, gegründet auf Hengels Gelehrsamkeit, ist für den Leser immer von Nutzen. Hengels Reflektieren führt zu wichtigen Einsichten, aber manchmal bleibt er auf halbem Weg stehen.

Franz Graf-Stuhlhofer

---

Karl Jaroš: *Das Neue Testament und seine Autoren. Eine Einführung*, UTB 3087, Köln u. a.: Böhlau, 2008, Pp., 315 S., € 17,90

---

Dieses Buch ist in mehrfacher Hinsicht faszinierend und erstaunlich. Jaroš (Jg. 1944, Studium der Philosophie, Theologie, alttestamentlichen Bibelwissenschaft, arabischen Religionsgeschichte und Archäologie Palästinas) ist Alttestamentler und Professor am Institut für Orientalistik der Universität Wien und er getraut sich, seinen ntl. Kollegen im Vorwort Folgendes zu bedenken zu geben: „Das Neue Testament ist ein Buch der Antike, ... Daher untersuche ich dieses Buch nach den Regeln der klassischen Philologie und jener historischen Wissenschaften, die sich mit der Antike befassen. Kritischer Respekt vor den Vätern des christlichen Altertums ist dabei unabdingbar. Dass sich meine Ergebnisse von denen der neutestamentlichen Wissenschaft, die seit langem unter Hochhaltung *fragwürdiger* Verkehrsregeln methodische Eigenwege geht, unterscheiden, stimmt nachdenklich und befremdet zugleich.“ Jaroš hat sich bei den Neutestamentlern mit seinem 2006 erschienenen Projekt „Das Neue Testament nach den ältesten griechischen Handschriften“ (hrsg. unter Mitarbeit von J. Hintermaier, B. Jaroš, K. Pichlwagner, U. Stिंगelin und U. Victor) einen Namen gemacht, einer CD-ROM, die die ältesten 95 griechischen Handschriften abgebildet, transkribiert, übersetzt und mit einer ausführlichen Einleitung versehen enthält. Es scheint, dass die Arbeit an jenem Projekt zu dieser Einleitung ins Neue Testament angeregt hat. Auch die verdankende Erwähnung des Berliner Altphilologen Ulrich Victor im vorliegenden Buch weist darauf hin. So wird denn auch praktisch bei jedem behandelten Buch als erstes tabellarisch auf die ältesten Textzeugen und in der Fußnote auf die entsprechende Behandlung der Handschriften auf